

(Nachdruck verboten.)

34]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Gerade, als es Jurgis war, als ob noch eine Drehung der Schraube ihn töten werde, hielt der kleine Stanislovas inne. „Du kannst uns nicht helfen?“ fragte er matt.

Jurgis schüttelte den Kopf.

„Sie wollen Dir hier nichts geben?“

Er schüttelte wieder.

„Wann kommst Du 'raus?“

„Noch drei Wochen,“ sagte Jurgis.

Der Knabe sah sich unentschlossen um. „Dann kann ich also gehen?“ fragte er.

Jurgis nickte. Dann besann er sich plötzlich, fuhr mit der zitternden Hand in die Tasche und zog sie wieder heraus. „Da,“ sagte er und hielt ihm die vierzehn Cent hin. „Das bring' ihnen mit.“

Und Stanislovas nahm sie, zögerte noch einen Moment und ging dann zur Tür. „Guten Abend, Jurgis,“ sagte er, und der andere bemerkte, daß er mit unsicheren Schritten zu gehen schien, als er aus seinem Gesichtskreis verschwand.

Wohl eine Minute lang blieb Jurgis stehen; er taumelte, schwankte, und hielt sich am Stuhl fest. Der Aufseher berührte seinen Arm, und er ging davon und begab sich wieder ans Steine klopfen.

18.

Jurgis wurde nicht so bald aus dem Bridewell entlassen, wie er erwartet hatte. Sein Urteil umfaßte „Gerichtskosten“ im Betrage von anderthalb Dollar, — man nahm an, daß er für die Mühe, ihn ins Gefängnis zu bringen, bezahlen müßte, und da er das Geld nicht besaß, mußte er es durch dreitägige Arbeit ersetzen. Niemand hatte es für der Mühe wert gehalten, ihm das zu sagen, — nun, als er die Tage gezählt und mit qualvoller Ungeduld auf ihr Ende gewartet hatte, mußte er es erleben, daß man ihn, als die ersetzte Stunde kam, ruhig wieder zum Steine klopfen hinausführte und ihn auslachte, als er zu protestieren wagte. Da nahm er an, daß er sich verzählt habe; aber als ein zweiter Tag verging, ließ er alle Hoffnung fahren und befand sich in einem Zustand dumpfer Verzweiflung, als eines Morgens nach dem Frühstück ein Aufseher erschien, um ihm zu melden, daß seine Zeit endlich um sei. So legte er denn die Gefangenentracht ab und zog die alten Düngersachen wieder an. Und dann hörte er die Gefängnistür mit einem Krach hinter sich ins Schloß fallen.

Er stand auf den Stufen und war ganz verwirrt; er vermochte nicht zu fassen, daß es wahr sei, — daß der Himmel sich wieder über ihm wölbe, und daß die offene Straße vor ihm lag; daß er ein freier Mann war. Doch jetzt begann die Kälte durch seine Kleider hindurchzudringen, und er machte sich rasch auf den Weg.

Es hatte stark geschneit, und jetzt war Lanwetter eingetreten; ein feiner mit Schnee vermischter Regen ging nieder und wurde Jurgis von einem Wind entgegengetrieben, der bis ins Mark der Knochen zu gehen schien. Er hatte sich nicht Zeit genommen, seinen Mantel anzuziehen, als er davonstürmte, um Connor „zuzurichten“, und deshalb waren die Fahrten auf dem Polizeiwagen eine bittere Erfahrung gewesen; sein Anzug war alt und abgenutzt, und warm war er nie gewesen. Als er jetzt losmarschierte, durchnäßte der Regen ihn bald vollständig; das Schneewasser stand fast sechs Zoll hoch auf dem Fußsteig, so daß seine Stiefel doch bald ganz durchweicht gewesen wären, selbst wenn sie keine Löcher gehabt hätten.

Jurgis hatte im Gefängnis genug zu essen bekommen, und die Arbeit war weniger anstrengend gewesen als irgend eine Arbeit, die er in Chicago getan hatte; aber er war trotzdem nicht kräftig geworden, — die Angst und das Leid, das an seinem Herzen nagte, hatte auch den Körper angegriffen und abgemagert. Jetzt schauderte und bebte er im Regen, steckte die Hände in die Taschen und zog den Rücken krumm. Das Bridewellareal lag draußen vor der Stadt und die um-

liegende Gegend war unbewohnt und öde; auf einer Seite lag der große Abzugkanal, auf der anderen ein Gewirr von Eisenbahngleisen, so daß der Wind nirgends Widerstand fand.

Als er eine Zeitlang marschiert war, traf Jurgis einen kleinen zerlumpten Straßenjungen, den er anrief: „Se, Söhnchen!“

Der Junge sah ihn schlau von der Seite an, — er merkte an Jurgis' geschorenem Kopf, daß er einen Sträfling vor sich hatte. „Was woll'n Se?“ fragte er.

„Wie gehst Du nach dem Schlachthof?“ fragte Jurgis.

„Ich geh' nicht hin,“ versetzte der Junge.

Jurgis schwieg eine Weile, ganz verdukt. Dann sagte er: „Ich meine, wo geht der Weg?“

„Warum sagen Sie das denn nicht gleich?“ lautete die Antwort; dann deutete der Junge nach Nordwesten, quer über die Bahngleise. „Da längs.“

„Wie weit ist es?“ fragte Jurgis.

„Weiß nich',“ sagte der andere. „Vielleicht zwanzig Meilen.“

„Zwanzig Meilen!“ wiederholte Jurgis mit langem Gesicht. Er mußte den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen, denn sie hatten ihn ohne einen Pfennig in der Tasche aus dem Gefängnis entlassen.

Doch als er sich auf den Weg gemacht hatte und sein Blut sich erwärmte, vergaß er alles über seine fiebernden Gedanken. All die furchtbaren Vorstellungen, die ihn in seiner Zelle verfolgt hatten, stürmten jetzt wieder auf seine Seele ein. Die Qual nahte sich ihrem Ende, — er würde ja jetzt bald alles erfahren; und er ballte die Hände in den Taschen, als er seinem heißen Verlangen folgend fast im Lauffschritt dahineilte. Opa, — das Kind, — die Familie, — das Haus, — er würde jetzt bald über alles die Wahrheit erfahren! Und jetzt kam er ihnen zu Hülfe! Denn er war wieder frei! Seine Hände waren sein eigen, und er konnte ihnen helfen, konnte den Kampf mit der Welt für sie aufnehmen.

Als er etwa eine Stunde gegangen war, begann er sich umzusehen. Er schien die Stadt weit hinter sich zurückzulassen. Die Straße wurde zur Landstraße und führte gen Westen; rechts und links von ihm lagen schneebedeckte Felder. Nach einiger Zeit begegnete er einem Farmer, der ein zweispänniges Fuder Stroh fuhr, und hielt ihn an.

„Ist dies der Weg nach den Schlachthöfen?“ fragte er.

Der Mann kratzte sich den Kopf. „Ich weiß nicht recht, wo die sind,“ sagte er. „Aber sie sind doch irgendwo in der Stadt, und Sie gehen von der Stadt weg.“

Jurgis blidte ihn ganz verwirrt an. „Man hat mir gesagt, daß dies der rechte Weg wäre,“ sagte er.

„Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Ein kleiner Junge.“

„Na, mag sein, daß er einen Spaß machen wollte. Das beste wird schon sein, Sie kehren um und fragen einen Polizisten, wenn Sie in die Stadt kommen. Ich würde Sie mitnehmen, aber wir kommen von weit her, und der Wagen ist schwer. Hü!“

So kehrte Jurgis denn um, und als der Morgen sich seinem Ende nahte, begann er Chicago wiederzusehen. Zwischen endlosen Blocks von zweistöckigen Schuppen ging er entlang, auf Holztrottoirs und ungepflasterten Fußsteigen mit verräterischen Wasserlöchern. Jeden Augenblick führte ein Bahngleise auf gleicher Höhe mit dem Fußsteig vorüber, eine wahre Todesgefahr für unachtsame Wanderer; lange Güterzüge fuhren vorbei, die einzelnen Wagen trachten und klirrten aneinander, und Jurgis ging brennend vor fieberhafter Ungeduld, wartend hin und her. Dann und wann blieb ein Zug stehen, und dann entstand auf einige Minuten ein Gedränge von Waggons und Straßenbahnwagen, und alles mußte warten, während die Kondukteure sich in Berwünschungen ergingen oder unter Regenschirmen Schutz suchten. In solchen Momenten kroch Jurgis unter den Barrieren hindurch und lief zwischen Waggons und Wagen entlang, ohne sich um die Lebensgefahr, in der er schwebte, zu kümmern.

Er ging auf einer langen Brücke über einen zugefrorenen, mit grauem Schneewasser bedeckten Fluß hinüber. Nicht

einmal am Flußufer war der Schnee weiß, — der Regen, der herabfiel, war eine verdünnte Lösung von Ruß und Rauch, und Jurgis' Gesicht und Hände waren mit schwarzen Strichen bedeckt. Dann erreichte er das Geschäftsviertel der Stadt, wo die Straßen ein tintenschwarzer Pfuhl waren, in welchem Pferde umherglitschten und kämpften, während Frauen und Kinder gleich aufgeschreckten Herden hinüberstürmten. Diese Straßen waren ungeheure, vor hochragenden Gebäuden gebildete Schluchten und hallten wieder von dem Läuten der Straßenbahnen und dem Geschrei der Kutscher; die Menschen, die in Mengen darin hin und her eilten, waren geschäftig wie Ameisen, — alle stürmten atemlos vorüber, ohne auf irgend etwas oder auf einander zu achten. Der einsame vagabundenhafte Wanderer in seinen durchnähten Kleidern, mit hohlen Wangen und angstvollen Augen, war so sehr allein, während er an ihnen vorbeieilte, — war so verlassen und unbeachtet, als ob er sich in einer tausend Meilen entfernten Einöde befunden hätte.

Ein Polizist sagte ihm über seinen Weg Bescheid und fügte hinzu, daß er fünf Meilen zu gehen habe. Er kam wieder nach den Armenvierteln, zu ganzen Alleen von Bierkneipen und billigen Läden, zu langen, unsauberen, roten Fabrikgebäuden, Kohlenlagern und Eisenbahngleisen; und dann hob Jurgis den Kopf empor und begann gleich einem erschreckten Tiere die Luft einzuziehen, — er witterte den fernem Geruch der heimatischen Gegend. Es war jetzt bereits später Nachmittag, und er war hungrig; aber die Aufforderungen zum Mittagessen, die in den Fenstern der Bierkneipen hingen, waren nichts für ihn.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Scheffel-Briefe

von E. Krowski.

I.

Seit einem halben Jahrhundert ist Joseph Viktor Scheffels anmutig-romantischer „Schwarzwaldbang“ vom Säckinger „Trompeter“ das Brevier aller verliebten Padsücker und Bemäler aus dem „besseren“ Bürgertum. Zum Ueberflus hat ihn dann später Viktor Reßler als Oper auf die Bretter gebracht. Und wenn der Dichter auch davon schlecht erbaut gewesen war — die larmoyante Melodie des Abschiedsliedes mit dem sentimental Refrain

„Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen
Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein“

Kam auf alle Veierkastentälchen und wurde populär. Für die sogenannte „Wagenscheibenpoesie“, die nach dem „Trompeter“ allenthalben emporwucherte, Scheffel verantwortlich zu machen, wie es geschehen, wäre aber ungerecht — trotzdem er der Vater vieler studentischer Saus- und Kommerzlieder ist und als solcher stets im Gedächtnis fröhlicher Musensohne fortleben wird. Für die Allgemeinheit würde jedoch seine ganze lyrische Produktion, die übrigens Scheffels romantische Hinneigung zum katholischen Mittelalter dokumentiert, ohne sonderliche Bedeutung sein, wenn sich der Dichter nicht durch seinen schönen und in kulturhistorischer Hinsicht äußerst wertvollen Roman „Ekkehard“ das Recht auf literarische Unsterblichkeit gesichert hätte. Allerdings greift auch dies Werk in die germanische Vergangenheit zurück. Und doch war Scheffel ein Mensch seiner Zeit, sinnenfroh, mit offenen Augen alle Erscheinungen und Wandlungen betrachtend. Nur als Poet flüchtete er sich in vergangene Jahrhunderte. Die Verbindung mit der ihm umkreisenden Gegenwart hielt er allenfalls in Gelegenheitsgedichten lose aufrecht. Einst hatte er aber doch auch seine politischen Sturmjahre gehabt — nicht bloß die studentischen Brausejahre. Die Biographen Scheffels haben ja schon darüber mancherlei Aufschlüsse gegeben. Daß aber in dem jungen Juristen und Dichter um 1848/49 herum auch ein revolutionärer Geist sehr lebendig gewesen ist, verriet uns weder seine sämtlichen poetischen Werke, noch seine bisher bekannt gewordenen Briefe. Adolf Frey hat ja wohl die Briefe Scheffels an zahlreiche schweizerische Freunde herausgegeben. Sie sehen allerdings erst mit dem Jahre 1854 ein. Aber von einigen Gelegenheitsglossen zur bairisch-preussischen Geschichte und zu politischen wie kriegerischen Zeitereignissen abgesehen, wird man in ihnen irgend eine Reminiscenz an Scheffels persönliche Teilnahme an der Volkserhebung von 1848/49 vergeblich suchen. Scheffel gehörte eben auch zu jenen keusch verschlossenen Naturen, die sich nur wenigen erprobten Vertrauten ganz erschleierten.

Eigentlich hat ihm keiner so nahe gestanden, wie Karl Schwaniß, der nachmalige Bürgermeister und Oberstaatsanwalt. Die beiden lernten sich kennen, als der 19jährige Scheffel, von München kommend, seine Studien an der Heidelberger Universität

fortsetzte. Hier veranlaßte ihn Schwaniß, der neugegründeten Burschenschaft „Memanmia“ beizutreten, der er selbst schon angehörte; und hier wurde der Grund zu einer Freundschaft gelegt, die erst mit dem Ableben Scheffels enden sollte. Schwaniß ging schon ein Semester später, nämlich im Frühjahr 1845, nach Jena ab; die Freunde sahen sich von da an nur selten und nur auf kurze Zeit wieder. Aber die im Verlage von Georg Meißner in Leipzig in ihrer ganzen Vollständigkeit herausgelassenen Briefe Scheffels — es sind auch solche von seiner Mutter an Schwaniß dabei — bezeugen es, wie festgewurzelt trotz der räumlichen Trennung der beiden diese Freundschaft war und blieb. Jene Briefe umfassen den Zeitraum von 41 Jahren, und zwar von 1845 bis 8. Januar 1886, genau drei Monate vor dem am 9. April erfolgten Tode des Dichters. Dürfen sie in erster Linie „von allen jungen und alten Studenten“ als eine Art literarisches Ereignis freudig willkommen geheißen werden, so haben sie doch auch gerade durch den reichlichen Einschlag von politischen Anschauungen und Meinungen Scheffels über die deutsche Revolution ein allgemeines Interesse.

Zunächst bezeugen sie allerdings des Dichters unverhohlene Freude an allem, was mit studentischem Leben zusammenhängt. Der junge Scheffel war ja kein Proletarienkind, sondern der Sproß eines gut bürgerlichen Hauses. Sein Vater hatte als Offizier bis zum Major Dienste geleistet und lebte nun als Staatspensionär in beglückter Auskömmlichkeit und Ruhe. Von dort her hatte der Sohn etwas von soldatischer Fröhsigkeit mitbekommen. Daß sich der Heidelberger Korpsstudent die Freiherrlichkeit seines zu den höchsten Staatsämtern qualifizierten Standes ausgiebig zunutze machte — wen kann das wundernehmen! Wo Couleurbrüder versammelt sind zu „fröhlichem Tun“, sei es auf dem Fechtboden oder Turnplatz, sei es beim Schoppenstechen, Kommersieren oder zuweilen auch nächtlichem Randalisieren, ist Scheffel natürlich gern dabei. Er weiß es ja: Aller Studien höchste Weisheit liegt doch auf dem Boden eines Römerglases oder Lichtenhainer Bierkruges. Die Heidelberger Zeit hat einen poetischen Schimmer über sein ganzes ferneres Leben gebreitet. Wo er als „Philister“ auch weilen mag, ob in Berlin, Jena, Säckingen, Donaueschingen oder daheim, ob in der Schweiz oder Italien: — von überall her sendet er durch Schwaniß Grüße und Glückwünsche an seine irgendwo feststehenden Kommilitonen und vergißt nie, ihnen einen kräftigen „Aushilud“ zu stiften. Manchmal freilich — und Scheffel benehnt das unumwunden — mußte ihm nachher der Wein als wohlthätiger Sorgenbrecher dienen, wenn es galt, rasch über heimlich nagenden Gram und Groll hinwegzukommen. . . .

Die Studenzeit in der Redarstadt war gewiß schön. In dessen scheint Scheffel bald erkannt zu haben, daß das Bummelleben und Kollegschwänzen nicht der einzige Zweck des Studierens sei. Er betonte vielmehr die Pflichtteilnahme aller studentischen Verbindungen an „wissenschaftlichen Kränzchen“ zc., um so verhindern, daß fernerhin bloß die Kneipe als Mittelpunkt und Hauptsache angesehen werden würde, wie das bisher geschehen war. Auch würde dadurch der Korporationsgeist getweht und das Interesse an völkischen und politischen Fragen rege gemacht werden. Scheffel stand also im Kreise der studentischen „Opposition“, die sich zu vornehmlich auch die Aufgabe stellte, nun auch nach außen hin zu „demonstrieren“, so etwas von politischer oder freisheitlicher Tendenz zu zeigen. Als Georg Herwegh im Sommer des Jahres 1845 durch Heidelberg kam, sollte ihm ein Ständchen gebracht werden. Allein die Teutonen wurden mit dieser an sich harmlosen Demonstration „schön abgeklappt“. Der Prorektor Vangerow wies die Bitte um seine Erlaubnis an den Universitätsamtman und notierte diesem indes, sie abzuschlagen; der Amtmann wollte die Leute anfänglich wieder zum Prorektor schicken und wies sie endlich ganz ab.“ Somit wurde aus dem Ständchen nichts.

Im Herbst desselben Jahres ging Scheffel nach Berlin. Daß er als Süddeutscher sich rasch in die völlig anderen Verhältnisse eingewöhnen würde, war nicht anzunehmen. Der Studentenschaft im „Babylonischen“ Spree-Athen fehlte doch der Heidelberger Schmitz und korporative Zusammenhalt. Wohl tauchte Scheffel hier zuweilen recht kräftig unter; aber „im allgemeinen“ lebte er „sehr einfach und einförmig“. Umso energischer wurde „ein ziemlich wissenschaftliches Leben begonnen“. Scheffel hörte Pandekten bei Buchta, Staatsrecht bei Stahl, Kriminalprozeß bei Heffter, — „außerdem noch einige Publika; und sitzt des Abends nicht ohne Resignation meist an einem corpus juris und darf freilich nicht an die Winterabende des vorigen Jahres — (in Heidelberg oder an die in Jena) denken — bei Sang und vollen Beckern . . .“

„— Hier am preussischen Flusse
Bin ich so einsam wie nie,
Hier hat man nur Durst nach Wissen
Und stillt ihn mit Philosophie.“

Am meisten verstimmt es ihn, daß er „an die Pandekten und all die Irrgänge des römischen Rechtes gefesselt“ sei — obwohl sein Jurisprudenzstudium „eigentlich doch keine Folge innerer Neigung und Ueberzeugung“ involviere. „Doch jetzt sind die Würfel gefallen“, schreibt er mutvoll an Schwaniß, „und wenn es nicht in Gottes Namen geht, so oache ich in's Dreiteufelsnamen und gedente jedenfalls in diesem Winter ein ziemliches Stück voranzukommen“. Die politischen Zustände in Preußen, „wo alles Neben so ängstlich und so patentwissenschaftlich austritt“, gefallen ihm freilich verdammt schlecht. Er ist gewöhnt, „derbe Worte aus freiem Herzen und frisch von der

Leber weg zu hören". Zwar wird in der Berliner Studentenschaft viel über deutsche Freiheit und Gemütlichkeit und Tapferkeit usw. gepaukt, auch dem wissenschaftlichen Geist der akademischen Jugend und der Frauentugend das Wort geredet; aber das alles sei eben doch bloßes Gerede und nicht weit her. Gern erbaut sich Scheffel an Dahlmanns Geschichte der französischen Revolution: "Wenn nur die großen Herren auch Geschichte studierten in solcher Auffassung, es würde ihnen manches begreiflicher vorkommen! Ich glaube, der König von Preußen z. B. würde auch die Augen aufmachen, wenn er lesen würde, daß Zeiten möglich waren, wo aus dem Volk heraus ein Brief an den König erlassen wurde, mit einer Sprache, wie in dem von Marat an Ludwig XVI. (S. 306 usw.)", schreibt er einmal und fährt dann satirisierend fort: "Die Berliner Staatsweisheit aber führt eine ganz anders klingende Sprache. In Stahls Staatslehre — dem neuesten Produkt der Wissenschaft auf diesem Felde, steht wörtlich S. 226: "Ein gottesfürchtiger König ist das herrlichste, was es auf Erden geben kann". — Durch dies Buch bin ich von meiner Hochachtung Stahls ziemlich abgekommen; seine Ansichten — z. B. auch die über den Adel, den er für eine notwendige und göttlich gesetzte Institution hält, weil er eine sittliche Individualität hat, d. h. die persönliche Umgebung an den Fürsten und die spezifischen Begriffe von Ehre und edler Sitte, die wir mit dem Namen Ritterlichkeit bezeichnen, klingen oft fast wie eine wissenschaftliche Kneipzeitung." Kurz, die preussischen Mäcker und Baalspaffen hat Scheffel gründlich aufgeschrieben. Ueberhaupt ist mit ihm selber eine innerliche Wandlung vorgegangen. So manches aus dem inneren Leben anderer, das er mit angesehen, hat ihn "unwillkürlich ernster" gemacht. Er findet, daß auch das "Studentische" an jedem abstirbt, und daß die Zeit, wo man so heiter und ungestört mit Gesang und Weckerklang den Tag totschlägt und bloß an die Gegenwart denkt, auch für ihn halb vorüber sei.

Wissenschaftlich gefestigt, innerlich gereift, verläßt Scheffel 1846 anfangs September Berlin und geht über Eisenach, wo er bei Schwanitz Station macht, nach Karlsruhe ins Elternhaus. Auf wenige Wochen nur. Er verbrachte sie, ohne viel und konsequent gearbeitet zu haben. Umso eifriger besuchte er die letzten Kammerverhandlungen bis zum Schlusse: "es ging zum teil wild darin her, und unparlamentarisch", berichtet er am 30. September. Den Triumph in der Feinheit hat Buß (Univ.-Staatsprofessor in Freiburg) davongetragen: als der Abgeordnete Brentano ihm aus seinen Gedichten nachwies, daß er früher nicht an Unsterblichkeit geglaubt, meinte er, es sei unwürdig, seine Vergangenheit so auszubenten, wenn aber die Herren ihr System gegen ihn fortsetzen wollten, so wolle er ihnen bemerken, daß er vor 40 Jahren in Zell am Harmersbach geboren sei, dort könnten sie vielleicht noch seine Bindeln finden und sollten nur recht wader die Rasen hineinsiedeln, um etwas aus seiner Vorzeit zu riechen. — In ähnlicher Art gings weiter. Als über Heders Antrag, daß jeder, der während seiner Wirksamkeit in der Kammer einen Orden erhalten, austreten müsse, debattiert wurde, gab es eine harte Szene. Nachdem Heder allerdings in sehr forscher Weise die deutsche Ordensmangerie und die Wandelrin der hochheiligen Bureaokratie lächerlich gemacht hatte, ertönte von der Galerie ein Bravo. Nun fuhr die rechte Seite auf; Bed nannte Heders Weise roh, Tresurt verlangte Räumung der Galerie, Schwaß schimpfte auf die Parteilichkeit des Präsidenten, Junghanns I schrie dazwischen. Alles unisono — Heder wollte sich verteidigen, es war ein förmlicher andauernder Tumult usw."

Seit Anfang Oktober befand sich Scheffel wieder Studierend halber in Heidelberg. Unter allen Vorlesungen des Wintersemesters registriert Scheffel nur die Gervinusschen über Politik als "von allgemeinem Interesse". Gervinus beurteilte darin besonders den Kommunismus. Er bezeichnete es als "Unvernunft" und "Anachronismus": das Bestreben nämlich, "den vierten Stand, das Proletariat, zu emanzipieren, während wir den dritten, das Bürgertum, auf welchem nach geschichtlicher Notwendigkeit, nachdem Adel und Geistlichkeit ihre Rolle ausgespielt, die Entwicklung der Zukunft beruhe, noch bei weitem nicht zu seinem Recht und seiner Bildung gebracht hätten". Scheffel will zwar die "gerechte" Polemik über den Kommunismus noch gelten lassen. "Fatal", rätioniert er, "hat mich nur berührt, daß Gervinus damit in einem Zuge auch über die ganze soziale Frage unserer Zeit den Stab gebrochen hat und einfach die materielle Not leugnete oder sogar für ein Produkt himberbrannter Köpfe und nicht für ein Produkt der wirklich steigenden Not hält. Ob er darin mit wirklich historischem Blicke sieht, wird die Zukunft lehren." . . .

wollen, wo wir schon solange verheiratet sind und so glücklich zusammen leben. Wie kommt das Ei dahin?"

"Aber Ramm," sagt das Finkenweibchen und wischt seine Augen, "wie kannst Du mir so etwas Abscheuliches zutrauen! Ganz gewiß, ich weiß nicht, was das für ein Ei ist und wer es in unser Nest gelegt hat."

Der Buchfink war nur halb überzeugt, aber er wollte sein Weibchen nicht aufregen, jetzt, wo es am Brüten war. "Ich fliege noch ein wenig aus," sagte er kurz und ging.

Untenwegs begegnete er dem Grünspecht, dem Schullehrer, und erzählte, was ihm begegnet sei, und daß er fast glaube, seine Frau wolle ihm einen Streich spielen.

"Jetzt hör' aber," sagte sein Freund, "Buchfink, blamiere Dich nicht! In welche Schule bist Du denn gegangen, daß Du nicht weißt, daß das selbstverständlich ein Kukulsei ist! Wie sieht es aus?"

"So und so," sagte der Buchfink. "Natürlich, es ist kein Zweifel, es ist eines," sagte der gelehrte Schullehrer. "Ich rate Euch aber, es schleunigst zum Neste hinaus zuwerfen, Ihr habt nur Aerger davon, wenn Ihr solch einen fremden Vogel aufzieht."

Sie gingen mit einander heim und erzählten der Frau, was für eine Bewandnis es mit dem Ei habe. Der Mann verzicht ihr, und darauf berieten sie von wegen dem Hinausjchmeißen.

"Nein, das tue ich nicht," sagte das Weibchen, "es ist nicht recht, schließlich ist es doch ein Vogel! Es wird schon gehen." Und das gute Weibchen brütet und brütet, bis es endlich piepst im Nest. "Gott Lob! Da sind sie!" sagt es, und zählt die kleinen, nackten, unappetitlichen Vögel.

"Du liebe Zeit, der Fremde ist ja noch nicht dabei," ruft der Buchfink und das geduldige Weibchen sitzt noch einen Tag länger. Endlich piepst es noch einmal. Ein Schnabel guckt heraus, dann der ganze Kopf, und sowie der heraus ist, so schreit er "Platz da!"

"Behüte," sagte das Männchen, "komm doch Du erst ganz heraus, ehe Du Standal machst!" Das tat er auch, und wie er sich schüttelte und zurecht setzte, so sahen sie, daß er viel größer war als die andern, er sperrte seinen Schnabel auf und schrie, er wolle etwas essen.

"Das fängt gut an," meinte der Alte, und er und sein Weibchen flogen den ganzen Tag herum, um die Schreibhülse zu füttern, der Grobe aber brauchte dreimal so viel als die anderen.

"Wißt Ihr," sagte der jüngste Buchfink zu seinen Brüdern, "ich finde, wir wären genug gewesen ohne den Fresser. Wir sind schon fünf und die Bissen sind schmal genug."

"Ja," sagte der Älteste frech, "und wer weiß, wo sie den her haben! Sie würden ihn auch nicht behalten, wenn sie nicht müßten." Es war unerschämmt von ihm, so etwas zu sagen, aber schließlich wußte er eben noch nichts von Kukulseiern, da er ja nicht zur Schule ging.

Inzwischen wurden die Vögel größer, belamen Federn und waren endlich soweit, daß sie allein fliegen konnten und sich ihr Essen selber suchten.

"Hört einmal," sagte eines Tages der Buchfink, "fliegen könnt Ihr nun alle. Wir haben uns fast zu Tode gequält, Euch das Futter herzuschaffen, es wäre nun Zeit, daß Ihr selbst dafür sorgt. Von morgen an könnt Ihr ausfliegen und uns von Zeit zu Zeit besuchen. Alle stimmten dem Alten zu, nur der Kukul nicht. Der behauptete, er sei noch nicht sicher im Fliegen und finde allein noch nicht genug zu essen, und kurz und gut — er bleibe noch da. Der Fink mochte schimpfen wie er wollte, der Kerl ist einfach nicht gegangen. Sie hätten ja nur für einen zu sorgen, meinte er, da lange das Essen schon.

Es dauerte nicht lange, so eröffnete er den Alten, er wolle heiraten. Das war aber Buchfinkens denn doch zu bunt. Sie schälten und lamentierten und rieten ab, was sie konnten, aber gegen das Heiraten ist nun einmal kein Kraut gewachsen! Er heiratete also und die Alten mußten ihr altes Nest verlassen und sich eine neue Wohnung suchen, damit die jungen Kukul einziehen konnten. Und die ganze Familie mußte noch Stroh herbeischleppen und weiche Federchen, damit der große faule Vogel mit seiner Frau recht warm zu liegen hätte. Was aber dabei geschimpft wurde, ist nicht zu sagen! Die Söhne überwarfen sich mit ihrem Vater und sie behaupteten, der fremde Kukul fresse ihnen ihr ganzes Erbe, sie hätten auch Lust zum Heiraten, aber ihnen überlasse niemand sein Nest und woher sollten sie welche nehmen? Kurz, es war Pan und Unfriede in der Familie und alles nur wegen des fremden Tieres. Mittlerweile kam die Zeit, in der die Frau Kukul ihr erstes Ei legen sollte. Und wo legte sie es hin? In Buchfinkens Nest, die unerschämte Person die! Das aber brachte den Krug zum Ueberlaufen. Sie waren durch Schaden klug geworden, mit einem einzigen Nid flog das Ei zum Nest hinaus, daß es unten ganz gelb herumspritzte. Jawohl, das fehlte noch! Dann gingen sie zur ersten besten Kaze und zeigten ihr das Kukulsnest und am Abend war es leer.

Buchfinkens zogen darauf in ihr altes Nest und der älteste Sohn bezog mit seiner Frau das andere. Wenn aber eines oder das andere von ihnen hörte, daß irgendwo einem Pärchen ein Kukulsei in das Nest gelegt worden war, ließen sie es sich nicht verderben, flogen hin und baten die Leute, doch um Gottes Willen das Ei zum Nest hinauszuwerfen, und halfen noch selber mit.

Das Kukulsei.
Von Lisa Wenger-Rung.

Ein Buchfinkenweibchen hatte fünf reizende Eier gelegt und brütete eifrig Tag und Nacht. Und weil es müde wurde und ganz steif, so flog es einmal mit seinem Männchen spazieren. Wie sie zurückkommen, so liegt unter den kleinen, niedlichen Eiern ein sechstes, ein ungeklärtes großes Ding, doppelt so dick und lang als die anderen. Ganz verblüfft stehen sie am Nest. Der Fink sieht sein Weibchen von der Seite an und sagt: "Frau, das gefällt mir nicht. Du wirst doch nicht mir da ein fremdes Ei einschmuggeln

Kleines feuilleton.

Die Kirche als Variété. Darf man Variétésitten in die Kirche verpflanzen, um die Andächtigenzehr zu vergrößern? Das ist eine Streiffrage, über die in der Zentral-Baptisten-Gemeinde in New York ein harter Kampf entbrannt ist, der sogar zu einem Schisma zu führen droht. Aber Dr. Frank Goodschild, der „geschätzte“ Seelsorger der Gemeinde, erklärte, daß er lieber eine geteilte Gemeinde wünsche, als gar keine, und daß man mit der Zeit Schritt halten müsse. Solange er nämlich keine Nodmittel für die Gläubigen anwendet, triumphieren die Variétés der Umgegend. Und die Nachbarschaft der „Zentral-Baptist-Church“ zählt deren sieben! Der ehrwürdige Dr. Goodschild aber geht nun darauf aus, diese gefährliche Konkurrenz mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. So waltete am letzten Sonntag eine bekannte Pfeisvirtuosin im Gotteshaus des Antes, durch ihres Pfeisens Wohlklang die Predigt zu verschönen. Und man konnte das nicht leugnen: Sie piffte gut, sie piffte sogar sehr gut. Sie piffte keine Couplets, keine Gassenhauer; das Programm gab Robine „Manzanillo“, Tobanis „Herz und Blumen“, das Intermezzo aus „Cavalleria rusticana“ und viele andere Nummern, die nicht minder schön und erbauend waren. Die Pfeis-Künstlerin, die mit Klavierbegleitung piffte, hatte zweifellos großen Erfolg. Ihre Photographien sind überall zu sehen, und sie allein hätten genügt, eine große Zuhörerschaft anzulocken. Und die Zuhörerschaft war groß; so groß, wie sie gemeinhin nicht zu sein pflegte, wenn Dr. Goodschild ohne diese Begleitung predigte. Alle Kirchgänger freilich sind mit den Mitteln ihres Pfarrers nicht einig, und manche opponieren. Aber Dr. Goodschild erklärt, er halte es mit dem berühmten Prediger Dr. Duff, der einmal sagte: „Ich bin bereit, zwei alte Schuhe zu einem zusammenzuklopfen, wenn ich dadurch eine Menge herbeiziehe, der ich vom gekrenzigten Heiland predigen kann.“ Die Opponenten wollten trotzdem von solchen Grundsätzen nichts wissen und meinen, von der Musik zum Ballett sei nur ein kleiner Schritt. Dafür ließen sich sogar manche biblische Argumente aufbringen, denn auch David tanzte vor dem Herrn. So ähnlich mag Dr. Goodschild denken; denn er hat durch keinen Widerspruch sich rweichen lassen und für den nächsten Sonntag bereits ein Glasharmonikatongert angekündigt.

Der Briefumschlag verdankt seine Entstehung keineswegs einem grübelnden Erfindergeist, sondern einem bloßen Zufall. Die Entstehungszeit des Enveloppes fällt in das Jahr 1820. Der Vater des Gedankens war der Papierhändler Brewes in Brighton in England. Er beabsichtigte, eine neue und originelle Ausgabe für sein Schaufenster herzustellen, dabei kam er auf die Idee, eine Pyramide aus zahllosen, kleinen Papierblättchen aufzubauen. Bald türmten sich die immer kleiner werdenden Blättchen übereinander und endeten schließlich in einem der Form unserer heutigen Visitenkarten entsprechenden Kärtchen. Bald fand die Ausgabe Brewes allgemeine Beachtung und rief sogar eine Umwälzung auf dem Gebiete des Schreibpapiers hervor. Während man sich bisher zum Schreiben der großen Briefbogen bediente, wurde es nun mit einem Mal Mode, diese kleinen Blättchen als Briefpapier zu verwenden. Dieser „Sport“ kam bald sehr in Flor, doch zeigte er auch sehr rasch seine Schattenseiten, denn wenn dieses Plättchen zum Brief gefaltet wurde, blieb kaum noch Raum für die Adresse übrig. Die vielen dem Papierhändler vorgetragenen Klagen brachten ihn auf die Erfindung, die wir heute im Briefumschlag verkörpert finden. Brewer ließ zu den verschiedenen Formen passende Enveloppes schneiden und erzielte damit einen so großen Beifall und einen so großen Absatz, daß er nach ganz kurzer Zeit größtenteils Lieferanten mit der Aufbereitung von Ruberis beauftragen mußte. Heute ist die Ruberfabrikation eine Erwerbsquelle für Hunderte von Familien und erreicht einen Millionenumsatz.

Technisches.

Neue Verbesserungen an Akkumulatoren werden in einem Vortrage angekündigt, den Cowper in der ersten November Sitzung der englischen Ingenieure gehalten hat. Der Akkumulator hat allerdings in den letzten Jahren nur verhältnismäßig geringe Fortschritte gemacht, obgleich die mit ihm beschäftigte Industrie eine erhebliche Wichtigkeit gewonnen hat. Nach einer Schätzung werden in Deutschland und England zusammen jetzt jährlich für fast 20 Millionen Mark Akkumulatoren gekauft. Daraus geht schon an sich hervor, daß jede weitere Verbesserung in der Herstellung und in der Dauerhaftigkeit der Akkumulatoren große Bedeutung für die Elektrotechnik besitzen würde, ganz abgesehen von neuen Verwendungen, die durch weitere Erfindungen auf diesem Gebiete erschlossen werden könnten. Weiter beschäftigt sich der Vortrag mit dem Nickelakkumulator, wie ihn Edison eingeführt hat und dann mit der Bedeutung der Wärmeelektrizität für Akkumulatoren. Es wurde die Behauptung aufgestellt, daß bei geringerem Anspruche an hohe Wirksamkeit primäre Batterien mit umkehrbaren Elektroden billiger sein würden als Batterien von Akkumulatoren. Die Verwendung von schwefelsaurem Blei für negative Platten hat sich als wenig günstig erwiesen, weil diese Verbindung in harter Schwefelsäure löslich ist. Die konzentrierte Säure im Innern der Platten veranlaßt eine fortwährende Wanderung von Masse aus dem Innern der Platte nach deren Oberfläche hin, führt so zu einer Verstopfung der Poren und verhindert den Zutritt der elektrolytischen Lösung zum Innern. Cowper unterscheidet unter den konstanten Akkumulatoren mit solchen mit

Elektroden, die eine große Menge der elektrolytischen Flüssigkeit in sich enthalten, vier verschiedene Arten je nach der Festigkeit der Zellen und nach dem Vorhandensein oder Fehlen von Platten, die aus einem festen Netzwerk mit einer Ausfüllung von aktiv wirkenden Stoffen bestehen. Nach der gegenwärtigen Entwicklung hat es den Anschein, daß in der nächsten Zukunft die weiteren Fortschritte durch Anwendung von Elektroden zu erwarten sind, die den Elektrolyten in sich selbst enthalten.

Das metrische System in Amerika. Zu den Ländern, die das metrische, auf der Zehnteilung beruhende Maß- und Gewichtssystem noch nicht eingeführt haben, gehören insbesondere die Vereinigten Staaten und England. Indes macht die Bewegung für das metrische System auch dort Fortschritte. Eine Kommission des „American Institute of Electrical Engineers“ hat neuerdings nach dem „Prometheus“ den Beschluß gefaßt, den Kongreß zu veranlassen, durch die Gesetzgebung die Einführung des metrischen Systems in den Vereinigten Staaten so schnell als tunlich zu bewirken. Auf ein diesbezüglich an die Mitglieder des genannten Vereins erlassenes Rundschreiben sind 1635 Antworten eingegangen, von denen sich 1474 für und nur 161 gegen Einführung des metrischen Systems aussprachen, sicherlich ein Beweis dafür, daß die überwiegende Mehrheit der amerikanischen Elektrotechniker die Vorzüge des metrischen Systems schätzt und sie sich gern bald zu nütze machen möchte. Auch in England mehren sich die Stimmen, welche die Annahme des metrischen Systems befürworten.

Notizen.

— Die Neue freie Volkshöhne bringt am 21. d. M. im Deutschen Theater Fritz Stabenhagens niederdeutsches Drama „Mutter Neus“ in zwei Sondervorstellungen für ihre Mitglieder (nachmittags und abends) zur Aufführung. Es ist dies das erste Stück des im Frühjahr verstorbenen Hamburger Dichters, das auf eine Berliner Bühne kommt.

— Nadora Duncans Tanzschule wird am Sonntag, den 18. November, mittags 12 Uhr, im Neuen Schauspielhaus eine Matinee geben.

— Sidor de Laras zweitägige komische Oper „Moina“ erzielte bei der deutschen Uraufführung im Düsseldorfener Stadttheater einen starken Erfolg.

— Das Breslauer Schauspielhaus wurde unter der Direktion Pieter mit Johann Straußens fröhlicher Operette „Indigo“ und einem Festspiele von E. Viberfeld unter „großer Prachtentfaltung“ (!) eröffnet.

— Angenommene Dramen. Das Deutsche Theater nahm ein neues Drama von Schalem Aich „Der Gott der Rache“ an. Das Neue Theater erwarb „Reißner Porzellan“, ein Lustspiel von H. v. Kahlenberg. — Am 24. November wird „Charlotte von Bohlen“, ein „Offiziersdrama“ von F. Munkel und H. v. Wenzel in den Breslauer Vereinigten Theatern seine Uraufführung erleben.

— Neue Bücher: Gerhart Hauptmann läßt seine „Gesammelten Werke“ in sechs Bänden in S. Fischers Verlag Anfang Dezember erscheinen. Es sind auch nur wenig bekannte Dichtungen (das „Girtenlied“ und „Hektor“) sowie die Romane „Bahnhüter Thiel“ und „Der Apostel“ darin aufgenommen. Die Anordnung ist keine chronologische, vielmehr stehen die Werke gemeinsamer Grundstimmung zusammen. — Von Alexander L. Kielland erscheint eine in Deutschland bisher unbekanntes Sammlung von Studien und Skizzen unter dem Titel: „Menschen und Tiere“ in Merseburgers Verlag. Gleichzeitig mit diesem Werke gibt der Verlag einen Roman vom ältesten Sohne Kiellands, Jens Petzig Kielland heraus, betitelt „Zwei Brüder“.

— Ein vielseitiger Monarch. Ueber den Nero von Anam, den Kaiser Than Thai, der trotz der französischen Herrschaft an seinen Haremsfrauen seine grausamsten Gelüste befriedigen konnte, werden im Pariser „Matin“ allerhand beinahe europäische Details berichtet. Die Hauptregierungsstätigkeit des jungen Kaisers bestand darin, als Unterschrift rote Punkte unter die offiziellen Schriftstücke zu setzen. Um so vielseitiger betätigte sich der „elegante“ und „stolze“ Mann dagegen auf anderen Gebieten. Er liebte es zu paradien und sich zu kostümieren. Sein größtes Vergnügen aber war das Theater. Er veranstaltete Schauspiele, bei denen der ganze Palast zum Theater wurde. Seine Majestät geruhten selber mitzuspielen, sei es als Händler oder als „Rothhäut“, liebte der hohe Herr Ausritte mit seinen Amazonen, die er als französische Generale und Admirale kostümierte. Noch erstaunlicher aber war, daß er nach höchsten Zeichnungen, die er einmal gesehen hatte, Torpedoboote verfertigte. Er rabelte und autelte, außerdem versuchte er sich in der — Geburtshilfe. Dieses Metier mußte ihm indes unterzagt werden. — So vielseitig war dieser Monarch.